



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Petrenz, Adolf: Ein Dichtergemüt : (ein Beitrag zur Pathologie der
Poetiasis)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Dichtergemüt

(Ein Beitrag zur Pathologie der Poetiasis)



aum gibt es ein erbarmungswürdigeres Opfer eigener Narrheit, einen Ritter traurigerer Gestalt, als den Helden jener uralten Tragikomödie vom „Poète imaginaire“, die trotz ihrer Betagtheit immer noch ihres Molières harrt. Der skrupellose Verleger, der wie ein Geier an diesem verstorbenen Herzen frisst, mästet sich ja oft genug an der Legion trostloser Dichterlinge. Und so ein Papierflo und Verswarenhaus wirft zuweilen auf einmal ganze Schubkarren von Gedichtbänden auf den Schutthaufen der Redaktionen. „Zur gefälligen Besprechung.“ Harmlose Irre soll man an sich in Frieden lassen und nicht ernst nehmen. Erst dann fängt die Sache an bedenklich zu werden, wenn ihr dreistes Auftreten, ihre selbstgefällige Geniepose und eine gewisse geschickte Wache die Gefahr mit sich bringen, daß sie von anderen ernst genommen werden und mit dazu beitragen könnten, das Kulturniveau herabzudrücken. Dann mag man einen solchen Fall als typisch herausgreifen und brandmarken. Aber man soll darüber auch nicht vergessen, aus jeder Blüte Honig zu saugen und die unfreiwilligen Humore eines solchen Parnassauers therapeutisch für die Mitmenschen zu verwerten.

Denn diese unfreiwilligen Humore, die wie der Schatten der seligen Friederike Brun durch dies Buch*) huschen, wirken heilkräftig und verdauungsfördernd. Eine Kraft, die nicht einmal das Böse will und doch das Gute schafft, wird lebendig in diesen faden und seichten Gemeinplätzen, die etwas euphemistisch „Gedanken“ genannt werden. Eine Null wird erst in dem Augenblick interessant, wo sie sich bläht. Man paßt gespannt auf, ob sie aufplazt. Ein Dichterling erwirbt sich vollen Anspruch auf Dank erst dann, wenn er seinen Quart gewissermaßen ex cathedra mit Prophetengeste vom Rothurn in die Lande ruft.

In diesem Fall scheint eine Ausbeutung seitens des Verlegers gar nicht einmal vorzuliegen. Die Trostlosigkeit der Dichtungen eint sich aber mit der felsenfesten Überzeugung des Dichters von seiner Sendung zu einer höchst reizvollen Kakophonie, zu einer Quelle behaglichen und grausamen Vergnügens. Dieses Durchdrungensein von sich selbst ist eben unbedingtstes Mußrequisit für den ästhetischen Wert solcher Gedichte. Stünde nicht an der Spitze: „Alle Rechte

*) Hubert Patáky, „Wie sie träumen, die Gedanken.“ (Gedichte.) Verlegt bei Otto Jonasson — Eckermann, Berlin.

strengstens vorbehalten“, stünde nicht unter geradezu erschütternden Nichtigkeiten der fußnotpeinliche Vermerk: „Vom Verfasser vertont“, schrie nicht aus all dem zusammengeschusterten Zeilengeklingel banalster Art der unverständene Gram des Einsamen, kein Mensch in aller Welt würde die Sache komisch finden, keiner eine Zeile darüber schreiben. Wer so ein richtiger fredericianischer Poet, ein echter Nachfahre der Kempnerin sein will, der muß es erreichen, daß wir bei seiner Tragik aus vollem Halse lachen können, daß uns aber der Menschheit ganzer Sammer anpakt, will er uns einmal komisch kommen. Es ist erreicht, und die urkomischen Präntensionen dieses Dichters lassen eine gesättigte stille Heiterkeit zurück. „Zyklus“ schreibt er großspurig über drei komische Trauerlieder an die tote Geliebte, und der „Zyklus“ beginnt:

„In mein Zimmer schaut der Mond,
Traurig, bleich.
Alles, was im Herz mir wohnt,
Sieht ihm gleich.“

Aber ihm wohnt offenbar nicht allzubiel „im Herz“. Einer über die Maßen rührsamem Kinderweihnachtstragödie gibt er den Untertitel: „Dichterische Skizze“. Das schafft dem Ganzen dann gleich eine ganz andere literarische Folie, und man weiß, hier redet ein richtiger Dichter.

„Ach Muttichen, warum darf ich nicht näh'r?
Lieb Muttichen, mich friert so sehr.“

„Im Volkston“ setzt er über ein anderes Opus, und weiß Gott, es ist nötig, das herüberzuschreiben. Die Sache vollzieht sich nämlich so:

„Ein Wandrer nahm Abschied
Vom lieben Tal
Einmal.
Die Lerche zog südwärts,
Ihr ward's zu kahl
Im Tal.“

Robert Johannes würde verständig sein und hier schließen: „aus!“ Unserem Dichter fällt das nicht ein. Es ist zum Nachschlagen komisch, wie er von sich selbst berichtet, daß er „todeskühn“ gegen eine Welt von Lücke, Verrat und Heuchelei zu kämpfen habe, wie sein Geist „stolz und klar“ bleibt. Das ist stets Ehrensache bei solchen Dichtern. Zu einem nach Form und Inhalt glänzenden Schilderer des mondänen und demimondänen Großstadtlebens schwingt er sich auf. Irgendwo staut sich eine Menschenmenge:

„Was kann das sein? Ein Unglücksfall?!
O Gott, o Gott, wie gräßlich!
„Feuerwehr!“ klingt's wild aus dem Schwall.
„Schutzmann“ tönt's unablässlich.“

Gegen die Gräßlichkeit dieses Unglücksfalls ist freilich jede Feuerwehr und der resoluteste Schutzmann wehrlos, und wollten sie auch „unablässlich“ spritzen und dreinhauen. Den Reim weiß er sich auch sonst souverän zu unterwerfen. So singt in einem der höchsteigenhändig vertonten Stücke der „Schwerenöter Spak“:

„Ach, schöne Drossel, hab' mich lieb,
Ach, süße Drossel, pieb! pieb! pieb!“

Da es ein Unding ist, zu lieben, muß man natürlich lieben, was durchaus recht und billig ist. Über das alte und neue Hellas singt der Poet:

„Ach, wie bist du heute anders,
Schönes Ländchen. Doch allein,
Nach solch Vorfahr'n stellt sich meistens
Bei den Enteln Stumpffinn ein.“

Das erotische Problem findet bei ihm ungeahnte Vertiefung:

„In den Straßen rumzuschlendern,
Nach Belieben Weg zu ändern,
War von je Berliner Art.“

„Ein Mäd'el her! Ob sie schön, ist egal,
Nur schick! Das ist's halbe Leben.“

Die „Ehe der modernen Lebewelt“ geißelt unser Freund trotzdem mit der Wucht eines zornigen Eiferers:

„Sie lernen sich kennen, er hört, sie hat Geld,
Sie spricht zu den Eltern: „Ach, der mir gefällt!“

— — — — —
Noch nicht mal neun Monat' hat 's Eh'glück gewährt,
Und dann kommt 's Erzeugnis, — ich find's unerhört!“

Wen wundert das? Solches Erzeugnis wird jeder unerhört finden. Ich bin unverantwortlich ungerecht gewesen zugunsten dieses Dichters, denn ich habe die besten Trümpfe aus der Hand gelassen, und nur ziemlich zufällig einiges herausgegriffen. Wer die tödlichsten Lächerlichkeiten erleben will, der lese etwa die Gedichte: „Schlechtes Rendezvous“ oder „Kunstkenner“, „Seelenschmerz“ und anderes. Sie werden, homöopathisch genommen, Feinschmeckern im weichen Nachmittagsfessel wohlthun. Und aus diesem volkshygienischen Gesichtspunkt heraus ist den Gedichten von Herzen großer Absatz zu wünschen.

Lassen Sie mich Schluß machen, verehrte Festversammlung, mit den schönen Versen, in denen der Begnadete die Lebensadern seines Dichtergemüts als unerhörter Neutöner bloßlegt:

„Ein Dichtergemüt muß Freude und Schmerz,
Den Haß und die Liebe durchspüren;
Muß kämpfen und streben mit mutigem Herz,
Muß stets seine Welt mit sich führen!

Wenn dann auf diesen begnadigten Geist
Die Muse sich niedersenk't,
Dann ist er ein Gott, sein Werk es beweist,
Das ewig dem Weltall er schenket!“

Sein Werk es beweist. Es hat sich niedergesenket auf Herrn Dr. James von Bleichröder, dem es „in herzlichster Verehrung gewidmet“ ist. Der Ärmste hat augenscheinlich nichts dagegen tun können.

Adolf Petrenz-Berlin.

